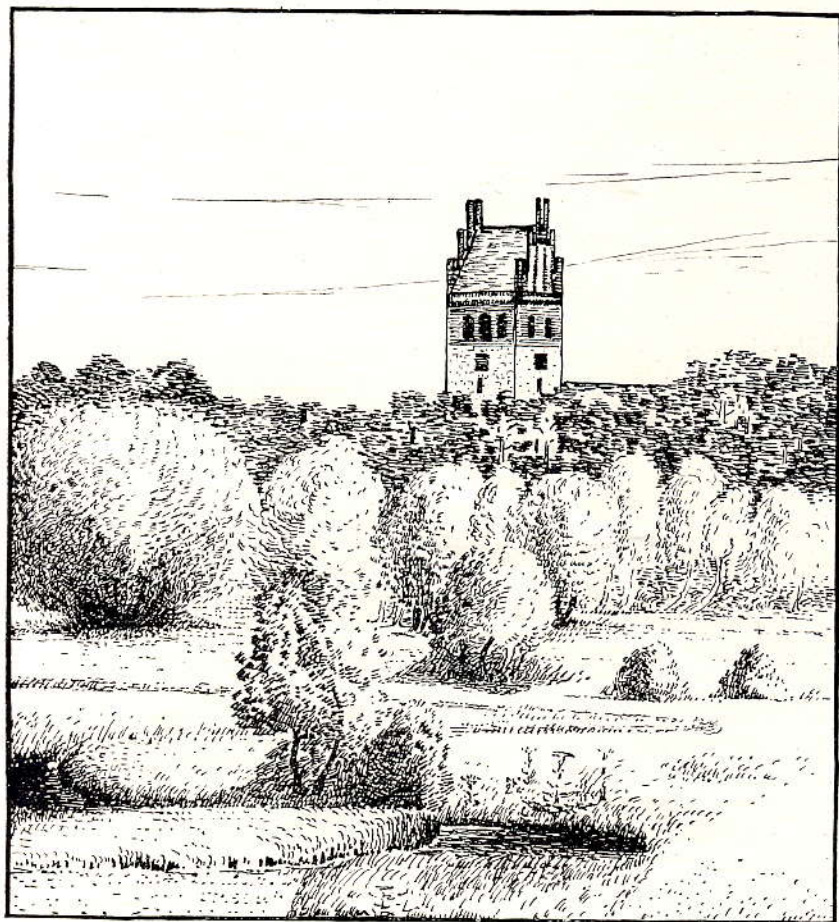




Willst Du mit mir den Weg durch ein halbes Jahrhundert gehen? Unsere Waldhöhe und die breiten grünen Wiesenflächen am Fließ umschreiten? Willst Du sehen, wie es vor fünfzig Jahren war? Wie allmählich aus Waldeinsamkeit unsere Heimat wurde? So komm! Wir blättern in alten verblichenen Zeitungen mit brüchigem Papier, wir setzen uns zu den Großvätern, und wie wir lesen und hören, tritt zu uns die Phantasie und greift leise und lächelnd in das Räderwerk der Weltuhr.

„Tausend Jahre nur wie ein Tag,“ spricht sie und dreht den Zeiger um eine Stunde zurück. Wir lesen: 1874.

Sieh, wie das Bild sich ändert! Die Großstadt, mit Fabrikhallen, den ragenden Gasbehältern, mit Schloten und Geleisen, weicht von unserm Waldrücken weit zurück. Ganz fern, ganz am Rand des Horizonts, lugt sie mit einer Kuppel und ein paar Türmen herüber. Die Dörfer sind in sich zusammengefröhen, aus breiten Baummassen schauen eben nur die Türme ihrer Kirchlein heraus. Und nun sieh' her, weit gebreitet grüne Acker und Wiesen, durch die sandige Landstraßen mit hohen Pappelreihen und stille Feldwege mit Weiden und Sauerkirschen behaglich und ohne Eile sich hinkrümmen. Auch an unserm Bergrücken laufen sie hin, schmiegen sich ihm an, tasten sich hinein in seinen Kiefernwald und die dichten Schonungen. Ein paar Fußwege, selten beschritten und kaum sichtbar auf dem braunen Nadelboden, klettern über die Höhe. Tiefe, weltabgeschiedene Einsamkeit! Ein Buchsinn nur in den regungslosen Sonnenlichtern auf dem Heideweg schirmt gleichförmig sein „trif, trif“, ein stahlglänzender Roßkäfer stolpert durch das magere Heidekraut, das tiefe Lied einer Hummel klingt einen Augenblick auf und verstummt wieder, — sonst kein Leben und kein Laut. Ratlos, verzaubert stehen wir. Da trifft an unser Ohr, vom Hang herauf, das eigentümliche „klirr, kling, klang“ des märkischen Bauernwagens, der über einen Heideweg holpert: die Halsketten der Gänse klirren an der Deichsel, das Lederzeug jankt und knarrt, die Sprossen klappern in den Leiterbäumen, ein Rad schleift immer wieder quietschend an die Wagenränge. Dort unten fährt ein Leiterwagen auf die Wiesen am Steinberg; wie wir hinunterschreiten und zwischen den letzten Kiefernbüschen hinaustreten auf den sandigen Heideweg, verschwindet der Wagen schon in Staub und Sonnendunst. Ein heller Mädchenruf noch von den Wiesen am Walde, ein Gelächter, und dann wieder die brütende Mittagsstille des Junitages.

Durch einen schmalen Streifen von Kiefern und Erlenbüsch sehen wir über ein Wiesentälchen nach Süden auf die wellige Dalldorfer Feldmark. Nach links hin, immer am Hang hin, läuft der Heideweg. Wie wir auf ihm ein paar hundert Schritt gegangen sind, reißt uns zur Linken der Buckel der Waldhöhe auf: ein Durchstich. Richtig! Das ist der Einschnitt unserer Nordbahn, aber schmal und eng; die gelben Sandblößen, vom Regen zerrissen und gefurcht, steigen nach links und rechts hoch auf. Nach Norden streckt sich der Unterbau der Bahn mit geringem Gefälle ins Fließtal und steigt dann wieder bis zum Waldrand an der Pfingstdüne, aber nirgends dorthin ein Turm oder rotes Dach; und nach Süden läuft der Damm schier endlos über

Wiesen und Felder zur großen Stadt. Doch liegt weder Schwelle noch Schiene; nur zerbrochenes und verrostetes Arbeitsgerät, Hacken, Spaten, Karren zwecklos verstreut; der Damm überwuchert von den gelben Blütenstengeln der Nachtkerzen, von roten Disteln und Weidenröschen, von Gras und Klee. Hier überfuhr der Heuwagen den Damm; drüben, hundert Schritt weiter, kreuzt der Heideweg, der auch hier zur Linken noch immer die sich stärker hebende Waldhöhe hat, die Chaussee; dann verbreitert sich rechts das Wiesentälchen zu einer versumpften Fläche, ein Pappelweg schwingt aus der Chaussee hinaus auf Rosenthal zu, und wie wir nun auf unserm sandigen Heideweg weiter schreiten, tritt plötzlich zur Linken der Wald zurück, und der Weg hebt sich vom Hang auf den breiteren Bergrücken und mündet in eine mit alten und schiefen Sauerfirschbäumen bestandene Landstraße. Vertraute Landschaft: das breite Fließtal, drüben die strenge Linie der bewaldeten Glienicker Dünen, ohne Lücke und ohne das Dächerrot eingestreuter Siedlungen; zur Rechten Lübars, das eben noch mit ein paar Dachlinien und seinem Kirchlein über die Bergkante lugt, links vor uns die Ziegelei und drüber hin Hermisdorf.

Zur Ziegelei hinüber ist nur ein Sprung. Sie hat noch nicht ihre heute die Landschaft beherrschende hohe Esse, den großen Ringofen und die Reihe ihrer Wohnhäuser. Ueber dem kleinen Werk liegt lähmende Stille, und der Hundeblass am Zaun, wie aus einer weltvergeffenen Verlassenheit her, macht die tote Ruhe noch drückender. Komm weiter! Wir wollen den Pappel- und Birkenweg nach Hermisdorf hinuntergehen, dort am Hermisdorfer See ist Leben und Lärm. Nein, nun sind wir doch wieder in einem fremden Landschaftsbild! Wo wir den breiteren Spiegel des Sees zu finden meinten, ist aufgewühltes, zerrissenes, schwarzerdiges Wiesenland, und das Fließ schiebt sich nur als der gewöhnliche aber schlimm verschmutzte Bachlauf hindurch. Auf dem zerwühlten Boden Gerüste, Geleise, Bretter, Bohlen, Karren und Pumphwerk kreuz und quer. Sie haben die Torfschicht abgehoben und fördern nun den darunter liegenden Wiesenfalk. An den Gerüsten und Wagen lesen wir: Hermisdorfer Cement- und Tonwarenfabrik, Aktiengesellschaft. Auf einem Feldebähnchen ziehen die Gäule die Wagen mit dem Wiesenfalk die Höhe hinauf, richtig, nach dem Seeschloß zu. Das also ist die Fabrik. Nun wissen wir auch, warum heute der Hermisdorfer See so regelmäßig im Viereck vor uns liegt. Die Hermisdorfer haben den See erst geschaffen, als sie hier den Wiesenfalk für ihre Zementwaren hoben. Doch sehen wir uns einen Augenblick die fertigen Bildwerke an, die aus dem Ton der beiden Gruben am schwarzen Weg entstanden sind; nicht nur Ornamente, Friese, ein Säulentapitell, sondern auch Porträt-

köpfe und Standbilder, und, sieh hier! ein großes, hübsch bewegtes Relief: Moses bringt seinem Volk die zehn Gebote.

Die schattigen Baumgruppen des alten Hermisdorf locken uns zur Mittagsrast. Auf der breiten Dorfau sind zur Linken unter Akazien und Eschen die Grabsteine des Friedhofs, und der Kirche und dem Gutshofe gegenüber liegt uns zur Rechten an der Straße das alte Schulhaus, ein Fachwerkbau mit schiefen Wänden und bröckelndem Lehm und Gemäuer. Drückend und unverständlich ist uns Fremdlingen in der versunkenen Zeit all dies Kleine, Armselige, Merkwürdige, und wie wir sinnend nur ein paar Duzend Schritte weiter gegangen sind, stehen wir auf der Dranienburger Chaussee schon wieder am Ende des Dorfes vor seinen letzten Gebäuden: rechts und links an der Straße Schmiede und Wohnhaus des Gemeindevorstehers, Schmiedemeisters und Postexpedienten Kraffert.

Eine Reihe schwerer Lastwagen, voll beladen mit Kälbern, Rindern und Schweinen, hält auf der Straße; landwirtschaftliches Gut aus Mecklenburg für die große Stadt. Ein Rad ist entzwei; ein Pferd muß beschlagen werden. Der Blasebalg faucht, aus der Schmiede klingt's pink! pank! Da kommt von Dranienburg her über die Höhe ein Viergespann, groß, gelb, unförmig, hoch bepackt mit den Koffern und Kisten der Reisenden, das aufgetürmte Gut lederüberspannt. Die Post von Gransee über Dranienburg nach Berlin. Vater Kraffert geht schnell aus der Schmiede über die Straße ins Haus, kommt mit einigen Postbeuteln in der Hand wieder heraus und reicht sie dem Schwager hinauf. Ein paar Gesichter schauen nicht eben vergnügt aus den Fenstern der Postkutsche. Ein Genuß ist es auch wirklich nicht, acht Stunden lang von Gransee bis Berlin gerüttelt zu werden, und die Angst vor Raubüberfällen ist nicht grundlos. Aber Vater Kraffert tröstet: „In anderthalb Stunden sind Sie in Berlin, und in den Rollbergen ist schon seit vierzehn Tagen nichts mehr vorgekommen.“

Hat die Phantasie den Zeiger der Weltuhr wirklich nur um ein halbes Jahrhundert zurückgedreht? Komm, wir setzen uns in die kühle Stube der Postexpedition, da liegen Zeitungen, wenn auch nur wenige und klein an Umfang. Hermisdorf ist groß genug, daß doch schon drei Zeitungen gelesen werden: Herr von Lessing auf dem Gut liest die Tante Voß, der Lehrer das Niederbarnimer Kreisblatt, und Vater Kraffert hält das Kreisblatt auch. Wäre ein Pfarrer im Ort, er läse die vierte Zeitung. Aber Hermisdorf hat noch keine Pfarre. Es gehört kirchlich zu Rosenthal.

Nach dem großen Gründungsstaukel, in den die Goldmilliarden des besiegten Frankreich das deutsche Volk geführt hatten, und nach der Ernüchterung durch den „großen Krach“ ist

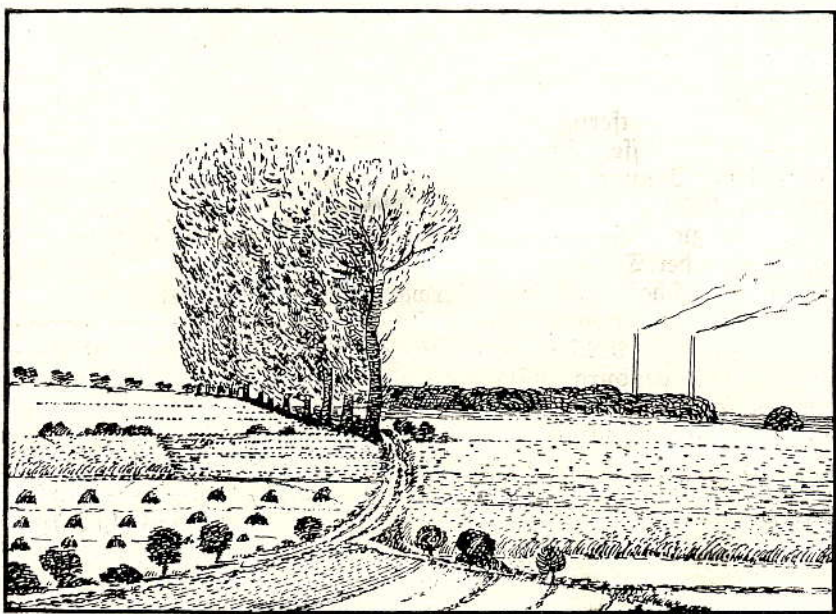
harte und schlimme Zeit. Der Briefträger Raschke, der täglich von der Postexpedition morgens um 8 Uhr seinen Bestellgang durch Hermisdorf beginnt, dann die spärlichen Briefe und Zeitungen nach Lübars, Schildow, Schönsief und Glienitz trägt und am Abend um 8 Uhr zurückkommt, hat 120 Taler Gehalt, und der Lehrer von Hermisdorf hat jährlich 300 Taler. Du meinst, vielleicht ausreichend für jene Zeit! Lies aber hier den Marktbericht vom Februar 1874: ein Pfund Rindfleisch 50 Pfennig, Schweinefleisch 60 Pfennig, Kalbfleisch 40 Pfennig, Butter 1,10 M., ein Zentner Roggen 8,20 M., Kartoffeln 2,25 M., eine Mandel Eier 90 Pfennig. Rechne dir den Kaufwert des Briefträgergehalts um in den Kaufwert von 1925: es sind nicht mehr als 800 oder 900 Mark. Und wenn der alte Lehrer mit 70 oder 75 Jahren in den Ruhestand gehen will, nein, gehen muß, weil der Rest der Kraft wirklich nicht mehr für die Klasse von 100 Kindern reicht, dann tut er es mit Furcht; denn der Staat zahlt kein Ruhegehalt. Die 300 Taler muß der Greis mit dem Nachfolger teilen. Sehr billig ist das Holz. Die Lübarser und Hermisdorfer Bauern haben das Holzrecht in der Staatsforst. Waren da Bauernsöhne aus Lübars, die der Vater mit blankem Gelde knapp hielt. Drum fuhren sie vor Weihnachten in die Forst, schlugen und zerkleinerten zwei Tage lang trockenes Holz, und fuhren es am Tage vor Weihnachten in die Stadt, einen ganzen Wagen voll trockenes Holz, und boten es aus, zuletzt nur noch für einen Taler, und endlich, schon in der Dunkelheit, fanden sie einen Käufer, der zahlte ihnen zwanzig gute Groschen.

Es ist schlimme Zeit. Der berittene Gendarm Kunkel aus Glienitz kann all die Langfinger und Straßenräuber nicht fassen. Die Hermisdorfer und die Lübarser Bauern und Büdner schaffen sich einen Selbstschutz und ziehen bewaffnet und wohlgerüstet nächtlich zu vierten durch ihre Dörfer. Schlimm ist die Gegend zwischen Segel und Hennigsdorf; die weitgedehnten, menschenleeren Waldungen bieten Schlupfwinkel genug. In einer einzigen Woche im Februar 1874 wird die Ruppiner Post, die nachts um 11 Uhr aus Segel weiterfährt, im Walde von Hennigsdorf sechsmal von Räuberbanden überfallen. Uebel berüchtigt sind auch die Rollberge zwischen Hermisdorf und Dalldorf. Am hellen Tage werden da Reisende und Kaufleute ausgeplündert. Die Berliner Gefängnisse sind überfüllt. Berlin muß die Gefangenen an die Provinzstädte abschieben. Hier, wende Blatt um Blatt der Kreiszeitung: Raubüberfall, Einbruch, Diebstahl, Messerstecherei.

Jede Woche wirft von neuem Tausende von Arbeitslosen aus den Fabriken und von den Bauten auf die Straße. An der Nordbahn wird seit 1870 von einer Aktiengesellschaft zwar nur langsam gebaut, aber man baut doch noch. Sollen Stralsund und Dranien-

burg hinter Stettin und Bernau zurückstehen? Zehn Züge verkehren täglich zwischen Bernau und Berlin in jeder Richtung, und nach Stralsund reist man noch in der Postkutsche. Aber die Handwerker können bei übertheuerten Preisen nicht mehr liefern, der Bau schläft ein; einige Aktionäre, die alles verloren haben, erhängen sich: „Nordbahn — Nordbahn!“ sagen die Leute.

Und doch in aller Not ein gewaltiges Spiel überquellender Volkskraft, die aus der Stadt in die Dörfer ihres Umkreises



Blick vom Rollberg nach Blankensfelde.

strömt und die die Staats- und Gemeindeverwaltungen zunächst nicht zu ordnen und zu regeln vermögen. Lübars, Hermsdorf und Tegel sind zwar immer noch die Dörfer von einst; Tegel, noch nichts anderes als Fischer- und Bauerndorf, hat 600 Einwohner. Aber Reinickendorf ist schon gänzlich unübersichtlich geworden; seine Einwohner, rings in regellosen Siedlungen um das alte Dorf verstreut, werden auf fünf- oder sechstausend geschätzt. Im alten Schulhause auf dem Dorfanger werden in zwei Klassenräumen von zwei Lehrern 355 Kinder unterrichtet. Der arme zweite

Lehrer führt die 2. und 3. Klasse mit zusammen 230 Kindern; 125 sind in der 1. Klasse. Aber nur 100 Kinder stammen aus dem alten Dorf, die übrigen kommen, wie es ihnen beliebt oder nicht beliebt, aus den Siedlungen ringsum. In Höhlen, Blockhäusern und Lauben haust da die Menschheit in der Heide und am Rande der Feldmark. Erst die Volkszählung vom 1. Dezember 1875 schafft Übersicht und Ordnung; 714 Kinder sind da, die zur Schule gehen müßten, 400 sind bisher hinter die Schule gelaufen.

Und doch in der Wirrnis dieser Notzeit überall der Willen eines starken Volkes zur Ordnung. Der Hermisdorfer Lehrer schafft aus kleinen Mitteln die erste Volksbibliothek des Kreises; Straßenbahnen nach Tegel und Reinickendorf werden geplant, auf dem Tegeler See fahren die ersten Dampfer zwischen Spandau und Tegel; doch kostet eine Fahrt 50 Pfennig. Die Sparer wenden sich von den leichtfertigen Gründungen wieder zur städtischen und zur Kreissparkasse. Die Sparkasse der Stadt Berlin hat im Vierteljahr Januar—März 1874 551 000 Taler Einzahlungen und nur 287 000 Taler Auszahlungen. Berlin will endlich die schon seit zwei Jahrzehnten geplante Irrenanstalt auf seinem Gelände in der Dalldorfer Feldmark bauen; doch streitet man sich in der Ärzteschaft und den Verwaltungsbehörden, ob nicht der Geschüßlärm des nahen Tegeler Schießplatzes die Kranken stören werde. Berlin wird Millionenstadt und soll aus dem Verband der Provinz Brandenburg ausscheiden und eigenes Verwaltungsgebiet unter dem Oberpräsidenten werden. Tegel, Hermisdorf und Dalldorf überschütten das Ministerium des Innern und den Preussischen Landtag mit Petitionen; sie wollen alle hinein in die große Stadt und meinen, es könne nicht fehlen, da ja Berlin in den Gemeinden große Liegenschaften habe. Doch dem Minister graust es, und er legt alle Petitionen zu den Akten.

Das Volk erlebt kaum den großen Wandel seines Wesens. Wie sollte es auch innerlich mit seinem eigenen Wachsen und Werden verbunden sein, wenn nur zwei oder drei Menschen im Dorf das wöchentlich zweimal erscheinende Kreisblatt halten und seine Geschichten lesen. Die Wellenschläge der wachsenden Sozialdemokratie und das irre Geraune des Kulturkampfes, daß Bismarck sich selbst zum Papst machen werde, ist nur eine schwache Bewegung am Rande seines Bewußtseins. Es hat seine tägliche Not, zahlt seine Steuern und monatlich 50 Pfennig Schulgeld für jedes Kind und feiert selten und bescheiden seine Feste: Schützenfest, Sedan und Kaisers Geburtstag. In Hermisdorf hat der Schützenverein 12 Mitglieder, und im Schützenfest gewinnt der Gutsförster Bondick den ersten Preis; einen Rauchtisch mit gedrechselten Füßen und allem Zubehör, erzählt der Chronist gewissenhaft. Und damit in den Strichen dieses Bildes vor fünfzig

Jahren auch die Groteske nicht fehle, lesen wir mit heiterem Lachen in der Stube des Postexpedienten noch die Geschichte des ersten Flugversuches. Ein Engländer, Herr Ralph Scott, stellt in Berlin eine Maschine aus und behauptet, daß ein Mensch damit fliegen könne. Sie wird von Tausenden besichtigt, die Zeitungen entsenden Spezialberichterstatter und erörtern die Möglichkeiten des Fluges. Eine lebhafteste Auseinandersetzung entsteht, ob der Wert der Maschine für die Forschung oder für die Kriegsführung wichtiger sein werde. Der Kriegsminister, Herr v. Rameke, besichtigt die Maschine und äußert sein lebhaftes Interesse. Natürlich! Vielleicht hat er auch sonst etwas Höfliches oder Verbindliches gesagt. Genug, als Mr. Ralph Scott in Weißensee endlich fliegen will, erklärt er plötzlich, unter 20 000 M. tue er es aber nicht, und wenn das Kriegsministerium nicht zahle, werde er es verklagen. Er sei aber auch bereit, seine Maschine für 10 000 000 Mark zu verkaufen. Ob etwa eine Flugmaschine für ein marschierendes und kämpfendes Heer mit diesem Preise überzahlt sei! Als aber die Berliner für das Eintrittsgeld zum Flugplatz endlich auch einen Flug sehen wollen und berlinisch ungemütlich werden, fliegt Mr. Scott zwar nicht, aber entwischt doch schnell genug, daß ihn die Polizei nicht mehr zu fassen kriegt. —

So haben wir in der Stube der Postexpedition Blatt um Blatt gewendet, und nun rückt Frau Phantasie mit kurzen schnellen Rucken den Zeiger wieder bis auf unsere Zeit.

Aus kleinem Anlaß werden große Dinge. Im Jahre 1875 bekam der Gutsförster Bondick von seinem Gutsheeren den Auftrag, für einen Holzlagerplatz am Fließ auf dem Ufer der Lübarser Feldmark einen Streifen zu kaufen. Im Laufe der Verhandlungen ergibt sich, daß nicht nur jener Uferstreifen zu haben ist, sondern 64 Morgen Wald, den Morgen zu 192 Mark. Bondick sieht mit einem Blick alle Möglichkeiten: Nordbahn, Waldgelände, Villenkolonie — er schlägt ein und kauft, nicht den Streifen für die Holzlagerung, sondern 64 Morgen für 12 288 M. und auf eigene Rechnung. Mit einem Ruck ist er selbständiger Besitzer und Gutsnachbar des Herrn von Lessing, dem eine große Geschäftsmöglichkeit entgangen ist und der in konsequenter Weise nun auch seinen Förster gehen läßt.

Am Waldweg zwischen Lübars und Tegel entsteht ein Fachwerkbau, und sein Besitzer wartet auf Gäste. Spärlich genug kommen sie; denn die Berliner wandern noch nicht; sie fahren nach Pankow und Niederschönhausen in die Kaffeegärten oder ganz weit hinaus nach Tegel. Das Haus mitten in der menschenleeren einsamen Heide kennt der Berliner nicht, und wenn es ihm bekannt wäre, er liebte es sicher nicht; eher unheimlich wäre es ihm, wie etwa der „hungrige Wolf“ und der „tote Mann“ in der großen

jächsischen Heide. Aber doch kommen Gäste, seßhaft und trinkfest. Der Besitzer ist ein Waidmann und guter Schütze und hat die Jagd gepachtet. Füchse und Dachse gibt es, abends treten die Rehe auf die Wiesen, und aus der großen Staatsforst wechselt auch der Rothirsch herüber. Da können die Jagdfreunde tagelang und wochenlang mit Becher und Büchse ein behagliches, freies Männerdasein führen. „Waidmannslust“ ist sicher der richtige Name für das einsame Jäger- und Gasthaus im Walde. „Hermisdorf hat auch ein Schützenhaus bekommen“, erzählt stolz der Korrespondent im Kreisblatt. Ja, der Urger, daß man Waidmannslust nicht zu Lübars rechnen will, fing damals schon an, und nach fünfzig Jahren ist die Sache noch nicht am Ende.

Allmählich kommen auch Gäste aus Berlin, nicht zum ruhig-behaglichen Sonntagnachmittagskaffee, sondern jung, trinkfroh und ausgelassen-übermütig. Wieder verrät es der rührige Hermisdorfer Korrespondent dem ganzen Kreise Niederbarnim im Blatte vom 5. 3. 1879: „Am 1. April sollte in einem nahegelegenen, einsam im Walde versteckten Restaurant eine große Studentenpaukerei stattfinden. Ueber fünfzig Studenten hatten sich auf Kremsern dorthin begeben, wurden aber an ihrem Vorhaben durch die Polizei, die ihnen fast auf dem Fuße gefolgt war, gehindert. Die Pauk-Altenfinken wurden mit Beschlag belegt.“ Wie zartfühlend, daß der Mann den Namen des einsamen Restaurants verschweigt! Aber, was hilft's, es kommt doch heraus! Denn was heißt das: die Polizei? Ein Berliner Polizeileutnant mit Amtsvorsteher Witte aus Dalldorf, sagen einige Berliner Zeitungen. Unsinn! sagt höhnisch der Gegenchor; wenn nicht Kunkel auf seinem Gaul aus Glienide gekommen wäre, Amtsvorsteher und Polizeileutnant hätten mit leeren Händen abziehen müssen. Leider wird in der Pressehede nicht klar, wer die Staatsautorität gerettet hat. Doch läuft die Affäre heiter aus: Durch Gerichtsspruch werden die konfiszierten Schläger den Studenten wieder zuerkannt; an einem hellen Wintertage fahren sie in langer Schlittenreihe bei Amtsvorsteher Witte vor; amtsfeierlich und ordnungsmäßig wird ihnen ihr Eigentum ausgehändigt. Aber dann wird der humorvolle Repräsentant der Staatsgewalt im Triumphzug nach Berlin gefahren und erst am nächsten Morgen nach großer Festivität unter ehrenvollem Geleit aller Schlitten in Dalldorf den heimischen Penaten zurückgegeben.

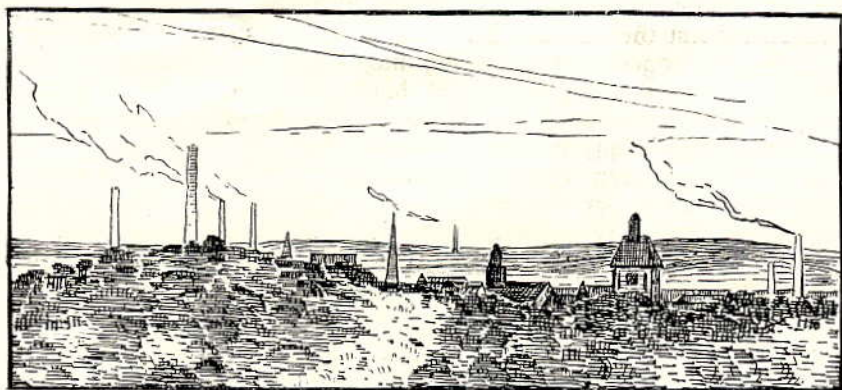
Trotz der trinkfesten Gäste hat Bondick Sorgen. Um ein Gasthaus zu haben, hätte er nicht 64 Morgen Wald für 12 288 Mark zu kaufen brauchen. Wer mag sich in der immer noch verrufenen Heide der Rollberge ansiedeln! Vor allen Dingen, wie kommt man dahin? Im Juli 1874 waren die Arbeiten an der Bahn völlig eingestellt worden. Im August 1875 liegt der Unterbau noch öde

und ist Grasland für Arbeiter und Büdner geworden. Der Handelsminister sieht ein, daß er Arbeits- und Verkehrsmöglichkeiten schaffen muß, der Staat erwirbt das Gelände und die begonnenen Bauten. Endlich, im Jahre 1876 lesen die Einwohner von Dallsdorf, Hermisdorf und Oranienburg in ihrem Kreisblatt folgende Bekanntmachung:

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 3. 4. 1876 mit den Rechten und Pflichten einer öffentlichen Behörde eingesetzt, der unterzeichneten Direktion unterstellte „Königliche Eisenbahn-Kommission für die Berliner Nordbahn“ tritt mit dem 15. 8. 1876 ins Leben und wird zunächst den Bau der Eisenbahnstrecke Berlin—Neubrandenburg—Stralsund innerhalb ihrer gesetzmäßigen Ressort-Befugnisse leiten.

Berlin, 12. August 1876.

Königliche Direktion
der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn.



Blick vom Haus auf der Höhe nach Tegel.

Am 10. Juli 1877 fährt der erste Zug von Berlin bis Neubrandenburg, 1878 ist der Bau bis Stralsund vollendet, aber die Züge fahren an Waidmannslust vorbei. Was braucht ein verstedtes Gasthaus im Walde einen ganzen Bahnhof allein!

Petitionen über Petitionen gehen von Bondick und seinen Freunden und den Käufern der Waldgrundstücke an die Eisenbahn-Direktion. Die Direktion ist harthörig, und das mit Recht. Noch steht bis zum Jahre 1885 kein zweites Haus im Walde. Bondick muß, wenn er nicht zugrunde gehen will, den zweiten

großen Wurf versuchen. Er wagt es und verpflichtet sich, die Kosten für den Bau der Haltestelle zu tragen. 1884 bekommt Waidmannslust seinen Bahnhof, 1886 hat es 3 Häuser mit 25 Menschen, 1888 wird die Lampenfabrik von Budweg und Sohn gegründet (heute sind es die Volta-Werke), das Bergschloß wird als Kurhaus und Sanatorium gebaut, 1891 wird der Waldweg von der Chaussee bis zur Eisenbahn gepflastert, 1893 werden 14 neue Wohnhäuser gebaut, am Schluß des Jahres hat Waidmannslust 67 Wohngebäude mit 389 Einwohnern.

Bondick erlebte noch den ersten Aufschwung seiner Gründung; er starb 1892 und liegt auf dem Friedhof in Lübars begraben.

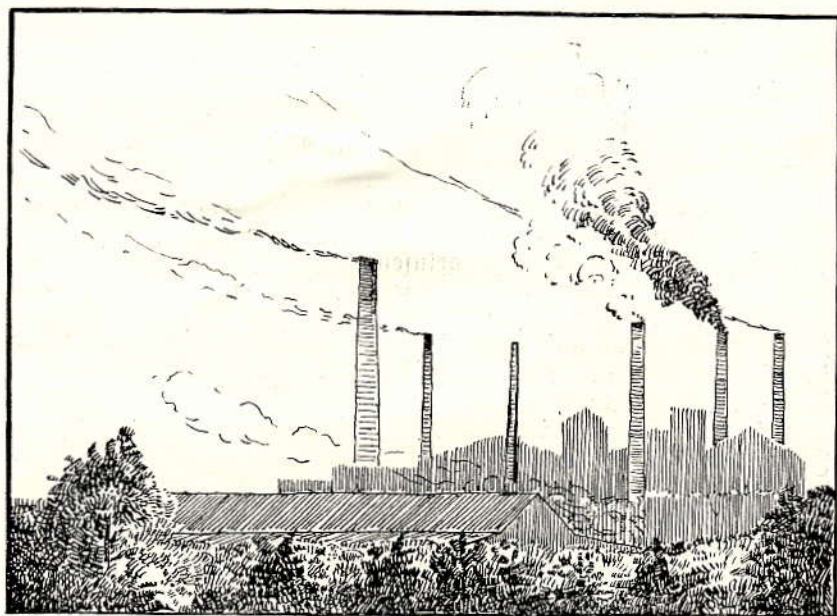
Waidmannslust wird langsam Gemeinde, nicht im Sinne des preußischen Ministeriums, das nur die Landgemeinde Lübars kennt, sondern in der Bedeutung inneren und gemeinsamen Wachstums. Noch kommt zwar immer noch Vater Urndt aus Lübars und sammelt im Auftrage des Gemeindevorstehers Zabel-Krüger oder seines Nachfolgers Raabe die Steuern ein, oft genug müssen die Waidmannsluster über die Höhe nach Lübars wandern, um Geburt und Tod und Eheschluß zu melden, aber der Gemeinschaftsgeist entwickelt sich nicht zwischen den beiden fernliegenden Ortsteilen; er besteht dort schon längst für sich und wächst hier zu neuer Besonderheit. Es geht nicht ohne Reibung, Fehde und Kampf; hier möchte mancher Erster sein, der vorher in seinem größeren „Rom“ Zweiter oder gar nichts war. Dafür stehen andere in der werdenden Gemeinde, die es innerlich wissen, daß sie dem Ganzen dienen, wenn sie im einzelnen dem Nachbar Freund und Helfer sind, und daß sie durch den Dienst am Ganzen wieder jeden einzelnen in seinem Menschentum ein wenig heben, um schließlich selbst durch die im immerwährenden Dienst, in Selbstzucht und Entfagung erworbene schönere Menschlichkeit gekrönt zu werden. Liegt es an unserem glücklichen Landschaftsbild, das uns äußerlich zusammenschließt und in deutlichen Linien von andern trennt? Sagt nicht der Waldrücken klar und bestimmt: Hier ist deine Heimat? Zeigen nicht Bach und Tal und Höhe deutlich die Grenzen, den Wirkungskreis der Gemeinschaft, in der du lebst? Schärfer und schneller hat das geistige Gesicht unserer Gemeinde seine Züge bekommen, schneller als da, wo die Siedlungsgruppen der Riesenstadt ohne Grenzlinien der Landschaft ineinander fließen.

Im Jahre 1892 bekommt Waidmannslust in einem Raume der Budwegschen Lampenfabrik für 39 Kinder seine Schule und den eigenen Lehrer, Theodor Schmidt, der nun die Ruhe des Alters genießt; 1896 sind es schon 81 Kinder, die Schule wird nach der Platanenstraße in das Haus Nummer 11 verlegt,

ein zweiter Lehrer wird angestellt, Oktober 1900 wird mit dem Bau des Schulhauses in der Kurhausstraße begonnen.

Vom Jahre 1896 ab wird der Schulraum auch als Vetsaal für Gottesdienste und kirchliche Feiern benutzt, nachdem die kirchlichen Körperschaften, das Konsistorium und die Regierung in Potsdam Einrichtung und Kosten bewilligt haben. Im selben Jahre bildet sich der Kirchbauverein, der durch regelmäßige Beiträge und Sammlungen die Grundlage für den Kirchenbau schafft.

Der Verein zur Hebung des Gemeinwohls wird gegründet,



Durchblick auf die Bergmann'sche Fabrik.

die Freiwillige Feuerwehr, eine Volksbibliothek entsteht, Feste werden gefeiert, die den ganzen Ort als eine Familie erscheinen lassen, am eindruckvollsten wohl 1895, da Waidmannslust seine Bismarckeiche pflanzte, und dann 1900, als es auf die 25 Jahre seines Jugendalters zurückblickte.

Das Volk wächst, rings haben längst die Dörfer mit neuen Straßen, die in die Äcker und Wälder hineingreifen, die jahrhundertalte Umfriedung ihrer alten Baumreihen durchbrochen, die

Großstadt schiebt sich heran, ihre Schloten rauchen, die Fabrikhallen dröhnen von der Arbeit eines rastlosen, stolzen Volkes. Unsere Gemeinde wächst mit, neue Aufgaben entstehen; an die Stelle einzelner williger Bürger, unter denen immer wieder die Namen Budweg und Schade genannt werden, tritt immer mehr der Wille der ganzen Gemeinde; sie kürt sich ein neues Oberhaupt und hat dann in Gemeindevorsteher Müller bald auch den eigenen Amtsvorsteher. Straßen werden gepflastert, ein Dienstgebäude wird errichtet, eine Turnhalle, Gas- und Wasserleitungen werden gelegt, die Kanalisation gebaut, die Gemeinde bekommt ihren eigenen Pfarrer und baut ihm ein Pfarrhaus, die Frauenvereine helfen in allerlei Not des Leibes, die Jugend hat ihre Sport- und Turnvereine, und dann wächst auf unserer Höhe die Kirche auf, weithin Herrscherin der Landschaft, und 1913 festlich geweiht.

Zur selben Zeit feierte das deutsche Volk die vor 100 Jahren gewonnene Freiheit aus der Knechtschaft. Wer ahnte 1913 seinen Sturz?

Länger als vier Jahre schlug uns die blutige Geißel, Totenfranz neben Totenfranz hängten wir in unsere Kirche; immer deutlicher sahen wir, wie der grinsende Hunger auf fahlem Roß durch das Land trabte; unsere Kinder siechten, unsere Alten starben mit stummer Klage. Die Männer kamen aus dem verlorenen Kriege heim, bitter und stumm die einen, gierig nach lang entbehrtem Lebensgenuß die andern; viele voll guten Glaubens und Willens, etwas Neues zu schaffen.

Jahre voll Not und der Anspannung der letzten, äußersten Kraft liegen hinter uns. Während hundert Hände den Bau des neuen Staates an einer Bruchstelle mühsam stützten und wieder richteten, waren an einer anderen Stelle hundert andere bereit, in gemeiner Gewinnsucht von neuem zu zerstören. Noch haben wir das Schicksal nicht ganz bezwungen; aber wir dürfen als Glieder dieses Volkes, das mit unzerstörbarer Lebenskraft sich selbst aus dem Abgrund riß, das Haupt wieder aufrecht tragen. Komm, tritt auf unsere Höhe und sieh dich um! Zwar haben gierige Hände in häßlicher Gewinnsucht aus ihrem grünen Waldmantel große Stücke herausgerissen, aber noch immer ist das Bild unserer Heimat schön. Sieh hinein in ihren Frieden und die saubere Ordnung ihrer Straßen und Gärten! Sieh nach Norden und Osten und Westen in die Wälder und Feldmarken des deutschen Landes! Sieh nach Süden auf die weit gespannten Hallen seiner Arbeit und auf seine Hauptstadt! Ohne all die Treue und Sorgfalt der Väter und Mütter dieses Volkes, den heißen Herzschlag seiner Jugend und den in Selbstzucht gebändigten leidenschaftlichen Willen seiner Männer! Fühle dich als Glied

der großen Gemeinschaft! Zürne dir selbst, wenn du bislang beiseite standest und dich nicht einordnen wolltest in den Gesamtwillen deines Volkes, das auf neuen Wegen um einen reineren und höheren Ausdruck seines Wesens wirbt. Sieh dich um, wie deine Aufgabe so nahe liegt! Zwar sind wir der großen Stadt



Am Steinberg.

der vier Millionen eingegliedert, aber noch immer sind wir in Schule und Kirche, in sozialer Hilfsbereitschaft und vereinter Tätigkeit eine Gemeinde. Wohl, es gibt Unordnung und Schwäche und schlechten Willen und Schande. Aber du hast kein Recht zur Klage. Du hast nur die Aufgabe, dem andern eine Kraft zu sein. Und gelingt es dir nicht, so war eben deine Kraft noch nicht groß genug. So wollen wir uns alle die Hände reichen und in gemeinsamer Arbeit wachsen, um auf dem Boden dieser unserer Heimat und in immer engerer Gemeinschaft ein Teil der Kraft zu sein, die in unserem deutschen Volkstum unzerstörbar lebt und schafft.